

Johanna Schwarz. Gestern war und bald wird sein.

Ein Text von Nina Jaenisch

Zeitenwandel

Gehst Du an einem Frühlingstag im Jahre 2005 in der Siegener Jugendstilvilla Oranienstraße 9 die Treppe hinauf, so kann es sein, dass Du geradewegs in eine Sphäre sich verschiebender Zeitdimensionen gelangst. Nach links gewandt kommst Du in einen leeren Raum, der Stille atmet. Eine zarte Jünglingsbüste schaut mit zurückgelehntem Kopf träumend aus dem offenen Fenster, während ein Orientteppich sich Raumgrenzen überwindend bis auf den Balkon erstreckt. Die Stimmung lässt ein seltsames Kindheitsgefühl aufsteigen, eine fast melancholische Ahnung von nahendem Aufbruch, so als hätte sich spaltweit eine Tür zu einer längst vergessenen Kammer der eigenen Geschichte geöffnet.

Wendest Du Dich am Treppenabsatz dagegen nach rechts, so gelangst Du in ein abgedunkeltes Zimmer, in dessen Mitte unter dem diffusen Schein einer mondförmigen Lampe wiederum ein Orientteppich ausgebreitet liegt. Drei Stühle laden zum Verweilen und Zuhören ein, denn der Raum ist angefüllt mit einem gesprochenen Text von Michel de Montaigne, der mit Vogelgezwitscher und einer schrägen Akkordeonmelodie unterlegt ist. Im Kopf hallen einige Sätze, nicht nur wegen ihrer leichten Echo-Verzerrung, nach: "Wenn ich tanze, tanze ich; wenn ich schlafe, schlafe ich ...". Alles verdichtet sich darin zu einem Gefühl gesammelter Gegenwärtigkeit, in dem es nur um das schlichte Da-Sein geht und das Descartes'sche "Ich denke, also bin ich" getrost vergessen werden kann. Schwer genug – und doch gelingt es, manchmal, für einen Augenblick. Und weiter können wir schließlich auch nicht blicken, selbst wenn kaum eine Vorstellung verlockender ist, als schon mal einen Blick vorauszuwerfen. Übrigens, die Tür zum nächsten Raum ist nur leicht angelehnt

Johanna Schwarz hat für den Siegener Kunstverein eine Ausstellung konzipiert, die sie mit leichter Doppeldeutigkeit *gestern war und bald wird sein* nennt. Unter diesem Titel zeigt sie eine so genannte Miniretro, eine Präsentation ausgewählter Arbeiten aus den letzten fünf Jahren sowie den aktuellen, noch in Progress befindlichen Werkkomplex *Was macht ein glücklicher Künstler? 100 banale Betrachtungen des Lebens in Wort und Bild*. Zudem steht der Ausstellungstitel aber auch für die bereits umschriebene Situation im oberen Stockwerk des Gebäudes. Mit minimalen Maßnahmen hat die Künstlerin hier die Atmosphäre des ehemaligen Wohnhauses aufgegriffen und zugleich so verändert, dass es sich darin zwischen

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wandeln lässt. Die gängige Vorstellung von Zeit und Raum wird dabei immer wieder durch gewitzte Eingriffe, wie etwa die akustischen und filmischen Verzerrungen oder die Wandgrenzen überschreitenden Orientteppiche, durchbrochen. Es sind diese Brüche, durch die sich beim Abschreiten der Zimmer das Subjektive seinen Weg bahnt und die Türen zu inneren Räumen sich sachte öffnen.

Das Haus, der Weg und das Dazwischen

Dass das Haus selbst, über seine Funktion als Ausstellungsfläche hinaus, auch thematisch in die künstlerische Arbeit eingeflossen ist, erscheint angesichts des bisherigen Œuvres geradezu folgerichtig. Dieses Motiv lässt sich schon in den früheren, zwischen 2000 und 2002 entstandenen Arbeiten entdecken.

In *Expedition* und *Grüner Weg* aus den Jahren 2000 und 2001 erscheint das Haus als genähtes Objekt in spielzeughafter Einfachheit. In seiner Kompaktheit wirkt es jeweils wie ein Hort der Sicherheit, der allerdings durch seine Fensterlosigkeit auch eine gewisse Hermetik ausstrahlt. In dieser Ambivalenz vermittelt sich ein zwiespältiges Gefühl, bei dem das Haus als klassisches Symbol für Geborgenheit zugleich mit einer unterschwelligen Angst vor Beengung besetzt ist.

In beiden Arbeiten taucht geradezu gegenläufig dazu das Motiv des Weges auf, das sich ebenfalls mal explizit figurativ, mal in subtiler Metaphorik immer wieder im Werk der Künstlerin findet. Hier sind die Wege jeweils aus textilen Teilstücken variabel zusammengesetzt. In ihren vielfachen Verzweigungen zeigen sie eine Offenheit in alle Richtungen, welche befreiend, aber in ihrer Ziellosigkeit auch verwirrend wirken kann. Der sich hier andeutende emotionale Gehalt – eine Art Zwischenzustand, ein Spannungsbogen zwischen Sehnsüchten, verborgenen Ängsten und Bedürfnissen – hat Johanna Schwarz 2002 in dem Ausstellungsprojekt *nie()land* in einer Raumsituation verdichtet.

Der unwirtliche Treppenhausabsatz ist durch einen runden Fransenteppich, eine Lampe und drei Stühle ansatzweise wohnlich eingerichtet. Acht Filme in einem postkartengroßen Monitor und ein Bilderkarussell, das sich in einem geöffneten Koffer entlädt, lassen derweil in Neu-England entstandene Arbeiten und Ansichten vorüberziehen, während ein türkisfarbenes Hemd dazu etwas rat- und rastlos über der Balkonbrüstung flattert. Auch hier hat die Künstlerin, wie in *gestern war und bald wird sein*, die spezifische Gegebenheit des Ausstellungsortes als Ausgangspunkt ihrer Installation genommen und die grundsätzliche funktionale Unentschiedenheit des Treppenhauses – nicht ganz Raum, nicht ganz Weg –

akzentuiert. Da die Wohnzimmermöbel gepaart mit den flüchtigen Impressionen eines Auslandsaufenthaltes beides zugleich betonen und das Hemd sowohl auf einen leibhaftigen Besitzer als auch auf dessen Absenz hindeutet, entsteht eine eigenartig wehmütige Stimmung. Schließlich ist es kaum möglich, gleichzeitig unterwegs und zuhause zu sein, ebenso wie sich das Flüchtige und Entlegene schwerlich greifen lässt: "How to paint a bird oder acht mal aus der Ferne betrachtet", so steht es in himmelblauen Buchstaben an die Wand geschrieben.

Melancholie und Ironie

Schwer lässt sich auch der melancholische Grundton in Worte fassen, der in vielen Arbeiten der Künstlerin mitschwingt. Das mag schon daran liegen, dass Melancholie selbst sich jeder griffigen Definition entzieht. Seit der Antike steht sie gleichermaßen für Geisteskrankheit, Charakteranlage und Stimmung und wurde sowohl beklagt, geschmäht als auch als inspirierende Kraft gewürdigt. Typische Merkmale sind die Einsamkeit und die innere Einkehr, mit der sich die Melancholikerin respektive der Melancholiker dem Leben im Allgemeinen und der eigenen Person im Besonderen widmet und zugleich entzieht. Von der symptomatischen Vieldeutigkeit der Melancholie abgesehen, hat Johanna Schwarz allerdings auch ihren ganz eigenen Umgang mit diesem Thema, das sie 2004 in der Ausstellung *Melancholiker aller Länder vereinigt euch!* in das Zentrum gerückt und zugleich subtil parodiert hat. Bereits im Titel spielt sie gekonnt den gepflegten Solipsismus der Melancholiker gegen die sozialistische Aufbruchsparole aus und wirft damit bedenkenswerte Fragen auf: "Ist Melancholie im internationalen Miteinander überhaupt auslebbar?" Und: "Was bleibt von meiner Melancholie, wenn ich mich aus meiner 'splendid isolation' begeben?" Eine offene Antwort auf diese Fragen hat die Künstlerin in eine Installation übersetzt, in der acht Plastikeimer mit einigem Abstand zueinander im Raum stehen. Schon in ihren unterschiedlichen Formen und Farben auf ihre unantastbare Individualität bestehend, haben sie die Öffnung nach unten gekehrt und scheinen etwas zu verbergen. Schließlich ist Melancholie nach Freud der "unbekannte Verlust", das hartnäckige Festhalten und Verstecken der eigentlichen Ursache einer schmerzvollen Verstimmung, während jedoch die Verstimmung selbst facettenreich kundgetan wird.¹ Hierin liegt das Rätsel der Melancholie und zugleich ihr ästhetisches Potential, wie Julia Kristeva siebzig Jahre später ergänzt.² In der Tat tun fünf der Eimer das Lied ihrer Schwermut kund. Die Idee einer internationalen Melancholiker- Vereinigung erweist sich dabei zunächst als wehmütiges Stimmengewirr. Nähert man sich jedoch dem einzelnen auf gleicher Höhe, so werden die individuellen Klänge

¹ Vgl. Sigmund Freud, Trauer und Melancholie, 1917 erstmals veröffentlicht.

² Vgl. Julia Kristeva, *Soleil noir. Depression et melancolie*, Paris 1987.

und nationalen Eigenarten jedoch wieder hörbar. Wie zum Beispiel ein klassischer Fado mit lautem Schmerz von einer letzten Begegnung zwischen Liebenden berichtet. Dagegen mutet wiederum ein jazziger Refrain, der unter einem orangenen Eimer hervortönt, überraschend beschwingt an.

Dass es Johanna Schwarz um das Leichte im Schweren geht, offenbart auch das Künstlerbuch, das sie für diese Ausstellung konzipiert hat. Hier stehen kinderleicht wirkenden Linolschnitten kleine Sätze zur Seite, die es verstehen zu verwirren. Ernst und Spaß sind in Bild und Text so schlicht wie rätselhaft in eins gesetzt, dass die Einstiegsfrage: "Wollen sie lachen oder weinen?" neben einer Reihe ausdrucksloser Mondgesichter der Leserschaft schon mal alle Türen offen hält.

Tatsächlich schließen sich Humor und Melancholie keinesfalls aus, sondern bilden vielmehr seit dem Barock ein Doppelgespann moderner Selbsterfahrung. Beide stellen eine Reaktion auf den Widerspruch von Vergänglichkeit und Ewigkeit dar, mit der man sich im Leben immer wieder konfrontiert sieht. Der Melancholiker leidet unter dieser Unvereinbarkeit und fühlt sich gerade in seiner Annahme des Schmerzes dem Unendlichen verbunden. Der Humorist dagegen amüsiert sich über den unauflösbaren Antagonismus und die eigenen Grenzen menschlichen Seins, nicht ohne dabei sich selbst und die eigene Heiterkeit auch als fragwürdig zu empfinden.³ Es sind zwei Seiten derselben Medaille, die Johanna Schwarz immer wieder in ein Bild zu setzen versteht, das in seiner scheinbaren Naivität komplexe Gedankengänge unversehens ins Rollen bringt. Stößt man beim sinnenfrohen Blättern etwa auf das einladende Bild leuchtend roter Himbeeren und gleitet dann hinüber zur beigefügten Sentenz "Beim Duft der Himbeeren vergesse ich den Tod", so wird einem augenblicklich die Paradoxie aus erlebter Unendlichkeit und realer Sterblichkeit wieder ins Gedächtnis gerufen.

Die Normalität am Rande des Wahnsinns

Auffällig ist, dass in den leicht skurrilen Zusammenstellungen der Künstlerin immer wieder sachte der Wahnsinn durchschimmert, der der Melancholie seit jeher nahe steht. So endet das Buch beispielsweise mit "Nijinskij's letztem Sprung". Der Linolschnitt ist nach einem Foto entstanden, das den bereits geistig umnachteten Ballett- Virtuosen in einem lichten Moment sich noch einmal vom Boden abhebend zeigt. In seiner Endgültigkeit wirkt es tragisch, in seiner Unbeholfenheit komisch. Dabei erscheint Nijinskij eigentlich weniger irre als der Versuch des Fotografen, den großen Tänzer – ungeachtet seines Zustandes – noch einmal in seiner früheren Domäne festzuhalten. Johanna Schwarz fesselt derart Absonderliches im

³ Vgl. dazu Raymond Klibansky / Erwin Panofsky / Fritz Saxl, Saturn und Melancholie. Studien zur Geschichte der Naturphilosophie und Medizin, der Religion und Kunst, Frankfurt/Main 1994 (1964), S. 343.

Alltäglichen, und ihre Arbeiten lenken den Blick oftmals auf das Banale, das erst bei näherer Betrachtung seine absurde Seite offenbart. Dass gerade bei der Selbstwahrnehmung die Grenze zwischen normal und verrückt ins Schwimmen geraten kann, wird etwa in der speziellen Kamera-Perspektive der Videos zu *Grüner Weg* und *Gestern war und bald wird sein* erlebbar. Die Künstlerin hat an sich selbst herunter schauend ihre Füße gefilmt, die im einen Fall langsame Warteschleifen ziehen, im anderen in Zeitlupe kleine Tanzschritte vollführen. Eigentlich ist dies die einzige Ansicht, die der Mensch – ohne das Hilfsmittel des Spiegels – von sich haben kann, und doch erscheint das Gezeigte bei eingehender Betrachtung zunehmend seltsam. Ganz allmählich entsteht der Eindruck, als führten die agilen Glieder ganz ohne Kopfsteuerung ein Eigenleben. In dem sich selbst vergewissernden Blick auf den eigenen Körper und seine Motorik schleicht sich ein Fremdheitsgefühl, das das von Zerfall geprägte Subjekttempfinden der Moderne wie Postmoderne widergespiegelt. Johanna Schwarz setzt diese irritierende Selbsterfahrung, in der das Verhältnis zur eigenen Person durch eine Pendelbewegung zwischen Vertrautheit und objektivierender Distanz geprägt ist, ohne Dramatik, eher mit heiterem Erstaunen und der besagten Nuance Melancholie künstlerisch um.

Ordnung ad absurdum

Der Unbeständigkeit im Inneren und der Zufälligkeit im Äußeren etwas Ordnung entgegenzusetzen, ist ein Grundbedürfnis des Menschen und der Motor für die vielfältigen Systematisierungsversuche, mit denen der Welt eine Logik abgerungen werden soll. Auch dafür hat Johanna Schwarz ein besonderes Faible. Sie ist ihrerseits diesem menschlichen Trieb im Jahre 2003 hemmungslos nachgegangen und hat *Die Welt von A-Z* geordnet. Der strengen Konsequenz des Alphabets folgend hat sie dafür in der gleichnamigen Ausstellung und Publikation absonderliche Zusammenhänge sichtbar gemacht. Unter 'B' findet sich etwa das Wort 'Birne' in eine Reihe Äpfel geschnitzt, so dass A- und B-Sagen hier wirklich mal zusammenfällt. Vor allem ist aber auf die sprichwörtliche Unvergleichbarkeit dieser beiden Obstarten referiert und damit die Einzigartigkeit der Dinge über wissenschaftliches Analogie-Denken gestellt. Die Künstlerin hat sich offenkundig sowieso nicht an dieses gehalten, sondern sich vielmehr von ihrem wild wuchernden Assoziationsvermögen leiten lassen. So signalisiert eine in leuchtendem Grün gedruckte Seite 'H' wie 'Hoffnung' und schlägt dabei eine Brücke von der reinen Abstraktion hin zu klaren Inhalten. Bei 'Y' wiederum ist der Betrachter plötzlich selbst ins Bild gesetzt und findet sich erfreulicherweise in seiner Existenz bestätigt: "You are here (Standort)."

Auch bei ihren *Neun Nasen*, einer 2004 entstandenen Linolschnitt-Serie, hat sich Johanna Schwarz mit der lexikalischen Welterfassung auf ihre eigene Art auseinandergesetzt. Aus Lavaters berühmten "Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe"⁴ hat sie Nasenprofile übernommen und mit Textpassagen aus Diderots enzyklopädischem Melancholie-Artikel⁵ versehen. Abschließend hat sie ihnen nach eigenem Ermessen noch ein passendes Geschlecht und Alter zugeordnet. Unter einer Stupsnase mit leichtem Höcker steht: "Frau, 27; ist der festen Überzeugung, sie habe keinen Kopf".

Offenkundig wurden im 18. Jahrhundert unter dem Begriff der Melancholie die verschiedensten Geisteskrankheiten subsumiert, deren Charakterisierungen aus heutiger Sicht eher skurril anmuten. Nicht weniger absurd erscheint Lavaters damals sehr anerkannter Beitrag, ein gültiges Nachschlagewerk zu liefern, mit dem sich die Seele eines Menschen an der Schädelform oder eben an der Nasenspitze ablesen lasse. Indem die Künstlerin diese kuriosen Kapitel der Wissenschaftsgeschichte in einer Arbeit kreuzt und ihnen ein gemeinsames Gesicht verleiht, scheint die Frage aufgeworfen, was wohl der Melancholie, im Sinne von Wahnsinn, näher steht: die psychische wie physische Vielfalt des Menschen in ein stringentes System einordnen zu wollen oder aber der festen Überzeugung zu sein, dass man gar keinen Kopf habe.

Verdeckt, versteckt, verborgen

Apropos Kopf: In der Tat ist dieser in mehreren Werken eben nicht zu sehen. Sei es, dass er in *Die Welt von A-Z* hinter einer emporgehobenen Kiste 'verschwunden' ist, sei es, dass er in einer der *100 banalen Betrachtungen des Lebens in Wort und Bild* von einer grauen Wolken- oder auch Gehirn-Masse abgedeckt ist. Ein weiterer Titel dieser Serie lautet 'Die Künstlerin versteckt sich hinter ihren Bildern' und wahrhaftig, ihr Gesicht ist nirgends zu erkennen, obwohl sie in einigen Arbeiten sogar abgelichtet ist. Bei Porträtaufnahmen trägt Johanna Schwarz bevorzugt eine Schafsmaske, die bei aller Einfalt des Ausdrucks auch einen gewieften Zug um die Augen hat.

Dieses Versteckspiel mit der eigenen Identität schlägt erneut das Melancholie-Thema an. Im Sinne Freuds weist Melancholie demonstrativ auf einen wunden Punkt hin, indem dieser nicht *enthüllt*, sondern vielmehr *verhüllt* wird. So ist es in der 2001 entwickelten *Vor Ort Geschichte* die partielle Bären-Kostümierung, durch die die eigentliche Blöße und

⁴ Johann Caspar Lavater, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, Zürich 1775-78.

⁵ Denis Diderot, Präambel des *Mélancolie*-Artikels, *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*, Bd. 10, Paris 1765.

Verletzlichkeit der schmalen männlichen Gestalt betont und der kindliche Wunsch nach Geborgenheit und eigener Stärke sichtbar wird.

Die Maskeraden und Leerstellen in den verschiedenen Werken lassen den Betrachter über den eigentlichen Wesenskern des Abgebildeten im Unklaren und laden ihn doch gleichzeitig dazu ein, in ihnen Hinweise auf dahinter liegende Träume und Ängste zu entdecken – und seien es letztlich die eigenen.

Tatsächlich kreisen alle Arbeiten von Johanna Schwarz um eine verborgene Mitte, die selber stets unangetastet bleibt und gerade dadurch den Anstoß zu individuellen Assoziationen und immer neuen Überlegungen zu geben vermag. Auf ihrer poetischen Sinnsuche geht die Künstlerin mit spielerischer Ironie vor und dabei ist ihr jedes Mittel recht: Malerei, Zeichnung, Druckgrafik wie Fotografie, Film, Text, Soundelement, Objekt oder Rauminstallation. Nicht selten finden sich auch verschiedene Medien kombiniert und mit literarischen, musikalischen, kunsthistorischen oder gegenständlichen Fundstücken versetzt. Im Zentrum dieser formalen Vielfalt ruht jedoch immer ein undurchdringliches wie unerschöpfliches Thema, die Sehnsucht des Menschen und seine drei zeitlosen Fragen: "Woher komme ich, wo stehe ich und wohin gehe ich?"